



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

St., G.: Die unheimliche Kluft

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die unheimliche Kluft



Leben uns die neuerlich aufgetauchten Meldungen von einer Kluft zwischen dem deutschen Kaiser und dem deutschen Volke ernstlich beunruhigen? Gleichgültig sind sie uns nicht; aber wenn man den ziemlich kunstlosen und plumpen, und dennoch wirksamen Mechanismus von Drähten und Rädern kennt, mit dem die Parteien hinter den Kulissen arbeiten, wenn man das Leben während eines längeren Zeitlaufs an sich hat vorüberziehen lassen, so wird man für Schreckschüsse minder empfindlich, und wenn irgendwo ein bedrohliches Gespenst erscheint, geht man ihm zu Leibe.

Es ist zwar unsere Überzeugung, daß für die Handlungsweise derer, die in gutem oder schlechtem Glauben die Nation ihrem Führer zu entfremden suchen, kein Tadel zu streng ist, aber wir glauben und hoffen, daß gegenwärtig in Deutschland trotz ultramontaner und sozialdemokratischer Umtriebe noch eine Anzahl tatsächlicher Umstände zusammenwirkt, die einer wirklichen Untergrabung des kaiserlichen Ansehns hemmend entgegenreten. Was in dieser Richtung Leichtsinns, Verschrobenheit, Anmaßung und landesverräterische Absicht verschulden, wird, denken wir, durch die alte Anhänglichkeit der Preußen und die neuere aller Deutschen an das Haus Hohenzollern, durch die persönlichen Eigenschaften des gegenwärtigen Kaisers und durch die Erinnerung an Wilhelm I., Friedrich III., sowie an die Jahre 1870/71 wettgemacht.

Es wäre aber doch vielleicht gut, wenn wir uns die, die sich der Haltung der kaiserlichen Regierung und des kaiserlichen Herrn entfremdet fühlen oder entfremdet nennen, etwas genauer ansähen. Sie sind an Energie und Gefährlichkeit sehr voneinander verschieden.

Da sind zunächst die, denen — eine Frage des künstlerischen Geschmacks — die tropenreiche und hochbegeisterte Sprache widersteht, in der sich der Kaiser bei feierlichen Anlässen, oder wenn er es sonst für gut hält, das Volk mit seinen Anschauungen bekannt zu machen, auszudrücken pflegt.

Wir würden bei unserm etwas altmodischen Standpunkt nicht glauben, daß es einem Deutschen zustehe, sich anderswo als im engsten Bekanntenkreise über diesen Punkt auszusprechen; allein da diese Anschauung offenbar nicht allgemein geteilt wird, so dürfte hier ehrfurchtsvolles Schweigen nicht ratsam sein. Das Prinzip, daß es wünschenswert ist, an gewissen Palladien, die wir für unsre Moral und gesellige wie staatliche Existenz als unentbehrlich ansehen, überhaupt keine Kritik zu üben, ist durchbrochen, und es ist darum vielleicht kein Schade, wenn die Sache in schuldiger Ehrerbietung und — wir hätten im entgegengesetzten Falle geschwiegen — in durchaus beifälliger Weise besprochen wird.

Wer der Regierung und dem Kaiser Beifall zollt, wird zwar — eine Errungenschaft der Neuzeit — meist von vornherein als Bedientenseele bezeichnet, wir wollen es aber darauf ankommen lassen. An den Thatfachen wird doch ohnehin durch dergleichen kleine persönliche Amönitäten nichts geändert.

Es giebt also durchaus wohlgesinnte, höchst ehrenwerte und geistig bedeutende Männer, denen die etwas grandiloquente Art der kaiserlichen Beredsamkeit nicht zusagt. Sie verklünden mit einem wehmütigen Zug um den linken Mundwinkel: die Beredsamkeit Seiner Majestät sei nicht von der Art, wie sie der Deutsche wünsche und zu schätzen wisse. Bismarck à la bonne heure, der sei ein Redner gewesen, wie man sich ihn wünsche, kernig, originell, jedem Gemeinplaze feind, und vor allem Moltke, weil er so überaus selten das Wort genommen habe.

Ein geistreicher und feiner englischer Litterat hat von Macaulays Stil gesagt, er sei gorgeous, was man vielleicht durch prunkhaft, allzu prächtig wiedergeben könnte. Mein Großvater oder — da jeder von uns zwei Großväter hat — einer meiner beiden Großväter pflegte von begeisterten Ideologen, die ihn mit ihrer Unterhaltung beehrten, im intimsten Kreise zu sagen, daß sie immer auf dem Kannrücken herumrutschten; unter Kannrücken verstand man in seiner Umgebung und wohl überhaupt in der ganzen Gegend ein Karnies, den obern Teil des Gesimses, dessen Rücken, auf dem man Kannen, Pokale und Schüsseln aufzustellen pflegte. Ähnlich mag vielleicht der Eindruck sein, den die haben, die zu ihrem größten Schmerze zu bemerken glauben, daß die kaiserliche Beredsamkeit in ihrer rhetorischen Pracht und Fülle dem deutschen Volke nicht zusage: sie glauben, man würde etwas Schlichteres vorziehen und es dem kaiserlichen Redner dank wissen, wenn er sich — sit venia verbis — etwas weniger auf dem Kannrücken zu thun machte. Es sind, beiläufig gesagt, dieselben Leute, die an manchen das öffentliche Erscheinen der kaiserlichen Majestäten begleitenden Ceremonien etwas auszusagen haben, sie als theatralisch bezeichnen, und denen namentlich die Fanfaren aus silbernen und nichtsilbernen Trompeten, ohne die das Erscheinen des kaiserlichen Paares bei feierlichen Gelegenheiten nahezu undenkbar geworden ist, ein Greuel sind.

De gustibus non est disputandum. Ein italienischer, für das Dekorative und Sensationelle begeisterter Maler hatte für eine große amerikanische Lebens-

versicherungsgesellschaft ein Reklamebild zu entwerfen gehabt und darauf eine Tama dargestellt, die mit weiblicher Anspannung des Trompetermuskels (*buccinator*) in eine unglaublich dünne, dafür aber um so längere Tuba blies. Nach meinem unmaßgeblichen Gefühle wirkte die in kühnem stumpfem Winkel von der Figur abspringende gerade Linie der Tuba außerordentlich gut. Der Beamte aber, der das spezielle Ressort der Publizität unter sich hatte — bei einer amerikanischen Lebensversicherungsgesellschaft offenbar keine Sinecure —, war entgegengesetzter Ansicht. Er schrieb nach Rom, wo der Künstler lebte, und legte in seinem Brief dem Pariser Bevollmächtigten des Unternehmens, der das Plakat bestellt hatte, eine Reihe für den Künstler schmeichelhafter und anerkennender Worte in den Mund, warf aber das Ganze durch den Zusatz über den Haufen: *je n'aime pas la trompette*. Das Reklamedepartement einer amerikanischen Lebensversicherungsanstalt, dem die Trompete am Munde der Tama nicht behagte, das war stark. Der Künstler war gerade auf die Trompete besonders stolz; er setzte seinen Standpunkt und wie die Trompete außerordentlich suggestiv wirken werde, mit zahllosen, entzückend klingenden italienischen Superlativen auseinander, und die Trompete blieb, nur einen bis anderthalb Centimeter kürzer wurde sie gemacht.

Solche Dinge sind eben Geschmackssache, und es dünkt uns nicht weise, einem Künstler — wir bleiben vorerst absichtlich ganz auf dem künstlerischen Gebiete — einen Vorwurf daraus zu machen, daß er nicht wie A oder B ist, A und B mögen so vortrefflich und unübertrefflich sein, wie sie wollen.

Wer an der Beredsamkeit des Kaisers auszusetzen findet, *n'aime évidemment pas la trompette*. Als Geschmacksrichtung ist das ja der Beweis eines überaus geläuterten Gefühls, *his taste is very chaste indeed*, wie sich die Engländer ausdrücken; aber aus dem eignen höchst persönlichen Gefühl eine so allgemeine Bemerkung herleiten zu wollen wie die, daß die kaiserliche Beredsamkeit dem deutschen Volke nicht zusage, ist doch sehr gewagt.

On ne peut pas contenter tout le monde et son père. Zu dem deutschen Volke gehören wir doch Gott sei Dank auch, und wir könnten nicht behaupten, daß wir in den Rahmen der für die Deutschen und ihr angebliches Mißfallen an der Beredsamkeit des Kaisers schlechtweg aufgestellten Behauptung paßten. Ein beurlaubter Matrose, den wir ausgehört haben, noch weniger. Er war nicht nur bereit, sich auf dem Flecke für den Kaiser Hände und Füße abhacken zu lassen — ein Umstand, den wir ungern als Beweis für die Beredsamkeit Seiner Majestät anführen möchten —, er konnte auch die Ansprache, die der Kaiser in Kiel bei seiner, des Matrosen, Rekrutenvereidung gehalten hatte, ziemlich auswendig und sagte sie mit demselben überzeugungstreuen Pathos und Wohnegefühl her, mit der wir im Juni 1866 deklamierten: Selbst der Mindermächtige würde sich entehren, wollte er nicht unberechtigten Forderungen mit männlichem Mute entgegentreten.

Mein Gott, die Geschmäcker sind einmal verschieden. Moritz Busch fand an der Proklamation des Königs Johann keinen Gefallen und eilte rastlos

von den Thoren Leipzigs nach der Börsenhalle, um in der Lektüre von Depeschen zu schwelgen, die die Niederlage der Truppen seines engern Vaterlands meldeten; wir strampelten ebenso rastlos mit diesen durch Böhmen und über die Kleinen Karpaten und fanden die Wendung von den unberechtigten Forderungen und dem männlichen Mute schön.

Die Achtung vor der Autorität des Herrschers ist ein Gefühl, das zu fördern und zu hegen Pflicht ist. Wohlgefinnte und einsichtige Leute, die ihrem litterarischen oder sonst künstlerischen Geschmack erlauben, auf dem Gebiete eines solchen pflichtmäßigen Gefühls aufzuräumen, begehn damit einen großen Irrtum. Wir können uns zu dessen Vermeidung alle miteinander Bismarck zum Beispiel nehmen; denn so viel von ihm auch im Privatleben gethane Äußerungen bekannt geworden sind, die beweisen, daß er auch in Bezug auf die Herrscher, denen er diente, sein freies Urtheil bewahrte, so ist doch alles, was er nach dieser Richtung hin öffentlich gesagt hat, von der zartfühlendsten, kaiserlich und königlich gesinnten Rücksicht und Ehrerbietung durchdrungen; ein Vorzug, der um so höher anzuschlagen ist, als er auch in der Zeit seiner unbestrittensten Machtfülle mitunter mit den Trägern der Krone seine liebe Noth hatte, von den letzten Jahren, wo eine solche Rücksicht doppelt schön und verdienstlich war, gar nicht zu reden.

Nun sind aber, abgesehen von der eben besprochenen künstlerischen, das heißt litterarischen Kritik, der nur eine gegensätzliche Geschmacksrichtung zu Grunde liegt, noch zwei andre Nebelstreifen vorhanden, die die kaiserliche Sonne verhindern, in ungetrübtem Glanze auf die deutschen Lande zu scheinen: die Verdächtigungen, die von allen den Parteien ausgehn, denen der Einfluß eines kräftigen und beliebten Herrschers auf sein Volk im Wege ist, und das Unerquickliche der gegenwärtigen politischen Lage, die einer unbehaglichen Wind-, oder wie Goethe sagt, Meeresstille gleicht.

Von den Verdächtigungen wollen wir hier nicht reden: ein Blick auf einen Theil der Tagespresse genügt. Da es sich bei den beiden extremen Parteien unsers Volks, den Ultramontanen und den Sozialdemokraten, um einen prinzipiellen Kampf gegen den Staat handelt, so wäre es ein Wunder, wenn man dabei dessen Haupt und die von diesem gewählten Regierungsorgane verschonte. Semper aliquid haeret, etwas von dem, was wir sagen, denken sie, bleibt doch sitzen. Wo könnte da die Grenze sein, vor welcher ehrerbietigen, taktvollen, billigen Erwägung sollte man halt machen? Vorwärts geht es, wie der Herbstwind über die kahlen Stoppelfelder weht. Wenn nichts mehr da ist, was das Leben lebenswert macht, dann kommen wir ans Regiment, wir, die Schwarzen oder die Roten. Folgerecht ist ja, wenn man die Anschauungen dieser Parteien als zulässige Prämisse annimmt, ihre Handlungsweise, aber auf der andern Seite für uns alle, die wir nicht denken wie sie, welche Mahnung, daß wir Kopf und Kragen daran setzen, sie vom Gerüste zu werfen. Wenn man, wie Anno dazumal, keinen Kaiser hätte, der selbst sieht und urtheilt, der führt und antreibt, der warnt und ermahnt, hätte man im Falle eines trägen Zuwartens

die Entschuldigung, die Truppen zugebilligt wird, wenn ihnen der rechte General fehlt. Man leistet nichts, weil man nicht recht weiß, wo man hin soll; man gehorcht schlecht, weil schlecht befohlen wird.

Eine solche Entschuldigung — und hierin liegt unsrer Meinung nach der eigentliche Kern der Stellung Kaiser Wilhelms II. im Staate —, eine solche Entschuldigung haben wir nicht. Wir mögen in Bezug auf die zu verfolgenden Zwecke und auf die zu wählenden Mittel anderer Meinung sein als er; die Presse mag sich über solche Meinungsverschiedenheit noch so unumwunden, wenn auch freilich immer sachlich aussprechen — das eine bleibt doch fest und unumstößlich: wir haben einen Steuermann, einen General, einen Führer, der weiß, was er will, und das ist in der gegenwärtigen Weltlage ein großer Segen. Vor der Glanzperiode unsrer Geschichte, in der Kaiser Wilhelm I. und Bismarck Hand in Hand gingen, hat dieser Segen unsrer Nation nur zu oft gefehlt.

Und diese Glanzperiode unsrer Geschichte, die der Natur der Sache nach nur eine vorübergehende sein konnte, da die Bäume bekanntlich nicht in den Himmel wachsen, ist es denn auch, die im Gegensatz zu der gegenwärtigen gedrückten Windstille dem Kaiser und der kaiserlichen Regierung zum Vorwurf gemacht wird. Man sagt: Ja, schöne Worte machen könnt ihr, uns sind Thaten lieber; wir wollen große Erfolge sehen. Rasch ein zweites Sedan, Milliarden und dergleichen mehr. Und die Leute, die so sprechen, denken noch, sie haben wunder was männliches und schneidiges gesagt, während ihr ganzes Gerede im Grunde doch nichts andres ist als Mangel an Männlichkeit, Mangel an Schneide, weibische Ungeduld, kindische Wünsche, daß Pflänzchen, die man heute in die Erde gräbt, morgen blühen und Früchte tragen.

Die ersten Unzufriednen, wenn es im Feld, auf der See oder in der Wildnis nicht klappt, sind immer die Schwächlinge, moralisch und körperlich. Die Ausdauernden, den Strapazen Gewachsenen haben auch die Eigenschaft, die dem wahren Mute jederzeit eigen ist: ihr Vertrauen welkt nicht wie ein wurzelloses Pflänzchen im ersten Ansturm eines widervärtigen Schicksals dahin. Dieses mutige Vertrauen zum Führer, das nicht Zeichen und Wunder zu sehen begehrt, ist es, was brauchbare Seeleute, gute Soldaten und verlässliche Staatsbürger zeitigt.

Der Haufen, die Stimme des Haufens imponiert uns nicht. Horaz mochte etwas ähnliches erfahren und empfunden haben, als er sein absprechendes: *odi profanum vulgus et arceo* schrieb. Es gehören ganz besondere Umstände, moralische Vorbedingungen der seltensten Art dazu, daß der Mensch als Herde nicht kleingläubig, mißtrauisch, ohne Murr und Schneide ist.

Wer zur See ähnliche Katastrophen wie die von Goethe bei seiner Rückkehr von Sizilien überstandne erlebt, wer im Feld auf der falschen, wir meinen auf der nicht sieggekrönten Seite gestanden hat, der wird es uns bestätigen, wie sehr auf den Sand fahren, widrige Winde und Niederlagen das Gemüt der Massen verändern: man erkennt sie kaum wieder, und die Kluft, die zwischen ihnen

und den Führenden, Befehlenden wie durch bösen Zauber entsteht, muß in den meisten Fällen der moralischen Untüchtigkeit der Gehorchenden, nicht der falschen Verfahrensweise der Befehlenden zur Last gelegt werden. Nur Ausnahmestaturen haben Spannkraft genug, in solchen Augenblicken dem allgemeinen Sichgehnlassen entgegenzutreten. Ja, das Mißtrauen zur Führung spielt bei solchem aus dem Leime gehn recht eigentlich die Hauptrolle. Bei den Franzosen war ja in den Jahren 1870 und 1871 das *nous sommes trahis* geradezu grotesk, aber ähnlich, nur weniger ungestüm und durch allerhand, das den Franzosen fehlte, mehr in Schranken gehalten war auch nach Königgrätz auf der unterlegenen Seite die kleinlaute Verzagttheit, das barmende und murrende Mißtrauen gegen die Führung.

Der Mensch ist nun einmal so geschaffen oder so geworden, daß er Vertrauenswechsel auf lange Sicht nicht zu bewilligen vermag: der Menge fehlt der Genius dazu. Man läßt den Kopf und die Arme hängen; der Kapitän, der General, der Fürst, heißt es, versteht sein Handwerk nicht. Du mein Gott, sagt man, wohin wird es mit uns noch kommen, wenn das so fortgeht. Und wer das schreckliche Mißgeschick, dem man schließlich in vollem Ernste entgegenzugehen glaubt, mit den grellsten Farben zu schildern versteht, führt an; seiner Rede neigt sich willig jedes Ohr. Es ist, wie er sagt, unverantwortlich, wie sie uns mitspielen, und er giebt nicht ungern zu verstehn, daß ers besser machen würde. So entstehen die Meutereien, so wird im Handumdrehn aus einer brauchbaren kampfesfreudigen Truppe ein rebellischer, ungehorsamer, unwilliger Haufe.

Was in solchen Fällen fehlt, ist ein greifbarer Erfolg, ein günstiger Wind, ein Sonnenstrahl des Glücks. Kommt ein solcher, so ist dann die Menge mit einemmal wie umgewandelt. Der Kapitän, der General, der vor wenig Stunden nichts von seinem Handwerk verstand, ist plötzlich wieder ein ganzer Mann geworden, und maßlos, wie man verdächtigte und tadelte, lobt man nun und vergöttert.

Der Durchschnittsmensch ist kurzichtig, leicht verzagt, zu Mißtrauen, Neid und Schadenfreude geneigt, und doch ist er es, dem die öffentliche Meinung, vor der man anbetend in den Staub sinken soll, ihre Entstehung verdankt, und er ist es vor allen Dingen, der sie uns zum Gehör und Bewußtsein bringt.

Liegt es nicht in der Natur der Sache, daß man in seinem Urteil gegen ein auf so zweifelhaftem Boden gewonnenes Produkt die äußerste Vorsicht gebrauchen muß?

Was der Staat braucht, sind Leute, die mutig und geduldig auf den Erfolg zu warten, und bis sich dieser einstellt, dem Führer Vertrauen zu schenken vermögen. Leute, die von dem Grundsatz ausgehn, daß wenn sich zwischen Kaiser und Volk wirklich eine Kluft aufgethan hätte, es die verfluchte Pflicht und Schuldigkeit eines jeden von uns wäre, sich lieber hundertmal als einmal zu fragen, ob es, statt an dem Kaiser zu mäkeln, nicht an der Zeit wäre, an

uns selbst zu arbeiten, damit sich die Luft, wenn es eine gäbe, je eher je lieber schlösse?

Mit selbstbewußtem in den Tag hinein tadeln wird nichts gefördert; sich mit allen Kräften an den Karren stemmen, an dem der Kaiser — von ihm kann man es wohl sagen — zieht, das ist echt staatsbürgerliche und patriotische Gesinnung und Handlungsweise.

G. St.



Wohnungs- und Bodenpolitik

Am 19. März haben die preussischen Minister des Innern, des Kultus und des Handels an die Regierungspräsidenten einen Erlaß über die Wohnungsfrage gerichtet, den man vielleicht als die Einleitung zu einer neuen Ära preussischer Wohnungs- und Bodenpolitik betrachten darf.

In vielen Teilen des Staatsgebiets, so beginnt der Erlaß, in fast allen größeren und zahlreichen mittlern und kleinern Städten und namentlich in den Industriebezirken herrschten zum Teil Mißstände im Wohnungswesen der minder bemittelten Bevölkerungsklassen, deren Beseitigung sowohl im Interesse der Gesundheit wie besonders im sozialen und sittlichen Interesse dringend geboten erscheine. Wenn sich auch ein durchgreifender Erfolg nach Lage der Verhältnisse nur durch ein umfassendes gesetzliches Vorgehn auf den verschiedenen Verwaltungszweigen erreichen lassen würde, so erscheine es doch wünschenswert, daß schon vor den „in Vorbereitung befindlichen Änderungen der Gesetzgebung“ im Verwaltungswege alle Maßnahmen getroffen würden, die schon nach dem gegenwärtigen Stande der Gesetzgebung in befriedigender Weise durchgeführt werden könnten und geeignet erschienen, den bestehenden Wohnungsmißständen wenigstens zum Teil abzuhelpfen.

Wenn nun auch bis jetzt weder über die grundsätzliche Richtung, in der sich die Vorbereitung des in Aussicht genommenen umfassenden gesetzlichen Vorgehens bewegt, noch über die Mittel und Wege, die dabei für praktikabel gehalten werden, etwas bekannt geworden ist, so ist doch schon die in dieser Form gemachte Ankündigung einer gesetzgeberischen Aktion großen Stils auf einem so überaus wichtigen und schwierigen Gebiet von großer Bedeutung, und sie ist geeignet, die in der öffentlichen Meinung schon seit Jahren sehr eifrig betriebene Diskussion über Wohn- und Bodenreform zu noch größerer Lebhaftigkeit anzufachen. Hoffentlich wird der Gedanke, daß nun bald mit solchen Reformen Ernst gemacht werden soll, dazu beitragen, daß die Reformideen ihrer theoretischen und hypothetischen Überschwenglichkeit und Unklarheit